

Liebe Freunde des Hauses Königstein!

Die Kirche der böhmischen Länder begeht dieses Jahr zwei große Geburtstage: Vor 200 Jahren wurde in Prachatitz im Böhmerwald der hl. Bischof Johann Nepomuk Neumann geboren, vor 800 Jahren die hl. Agnes von Prag, die von den Tschechen Anežka Česka genannt wird, Agnes von Böhmen. Als sich im Vorjahr der 150. Todestag von Bischof Neumann jährte, haben wir seiner bereits bei den „Sudetendeutschen kirchlichen Gedenktagen“ in Heft 1/2010 unserer Mitteilungen gedacht und auf Lieder zu seinen Ehren hingewiesen. Über die Bedeutung der hl. Agnes von Prag werden wir in den nächsten Heften berichten. Sie sehen beide Heilige auf dem Umschlag dieser Ausgabe, und zwar als Hinterglasbilder. Das zeigt, dass beide Heilige auch im Volk weite Verehrung finden, wenn sie nicht nur in der großen Kunst, sondern auch in der Volkskunst dargestellt werden. Unser sudetendeutscher Visitator, Monsignore Karl Wuchterl, hat zur zahlreichen Teilnahme an der Jubiläumswallfahrt nach Prachatitz aufgerufen. Ende August wird das Institut zusammen mit dem deutschen Büro von Kirche in Not/Ostpriesterhilfe in München eine weitere Wallfahrt und Studienreise nach Südböhmen unternehmen, auf der wir für eine erfolgreiche Pastoralreise unseres Papstes Benedikt XVI. in seine deutsche Heimat beten wollen.

In anderen Artikeln dieses Heftes führen wir unsere Linie fort, an verstorbene Heimatpriester zu erinnern, an Brückenbauer zwischen Deutschen und Tschechen und an Jubiläen wie an den „Ruf von Königstein“ und an den ersten Kongress „Kirche in Not“ 1951. Dass Böhmen und Mähren einschließlich des oft vergessenen Landes Sudetenschlesien eine europäische Tradition der Geistesgeschichte haben, führt Professor Hampel an einem Beispiel aus der Geschichte Troppaus aus und bringt uns Professor Grulich am aktuellen Beispiel der Unabhängigkeit des Südsudans nahe. Hand aufs Herz: Wer weiß, dass ein böhmischer Glashändler den Weg zu den Nilquellen wies und indirekt Anstoß gab zur Sudanmission? Da die sudetendeutsche Volksgruppe stolz darauf sein kann, große Persönlichkeiten hervor gebracht zu haben, werden wir auch weiterhin auf bedeutende Landsleute hinweisen, die meist nur als Österreicher oder Tschechen gewürdigt werden, aber kaum als Sudetendeutsche.

Im Namen der Redaktion möchte ich allen Lesern danken, die sich mit Vorschlägen und Zuschriften an uns wenden, vor allem auch den ehrenamtlichen Mitarbeitern bei der Korrektur und beim Versand, ohne die die Hefte nicht so pünktlich erschienen wären.

Mit dem Versprechen, mit dem Team hier im Haus Königstein auch weiterhin in Nidda ein Stück sudetendeutscher Heimat in Oberhessen zu bieten, grüße ich Sie herzlich

Ihr

Matthias Dierßen

Der „Ruf von Königstein“

Als Königstein noch Meilensteine setzte

Viele Deutsche kennen die Charta der Vertriebenen vom 5. August 1950, an die zum 60. Jahrestag festlich erinnert wurde. Weniger bekannt aber ist, dass einen Tag vor der Verabschiedung der Charta der Vertriebenen in Cannstatt in Wiesbaden tschechische und sudetendeutsche Politiker das Wiesbadener Abkommen unterzeichneten. Es wollte einen hoffnungsvollen Ansatz für eine echte, tiefgehende Aussöhnung von Deutschen und Tschechen bieten. Aus London war damals General Lev Prchala gekommen, um mit Vertretern der Sudetendeutschen dieses Abkommen zu schließen und dabei auch Kontakte in Königstein zu vertiefen.

Ein Jahr später, am 29. Juli 1951, hielt General Lev Prchala in Königstein einen grundlegenden Vortrag, der als ein Meilenstein der deutsch-tschechischen Aussöhnung angesehen werden muss. „Was sich vom 25. bis 29. Juli dieses Jahres in Königstein im Taunus ereignete, war die geistig gewaltigste Kundgebung der Vertriebenen und wohl die imposanteste Manifestation dieses Jahres in Westdeutschland, ja in Europa überhaupt“, schrieb die Wochenzeitung „Volksbote“ in München als das damals führende Organ der Vertriebenen über die Europatagung, zu der

sich 800 Dauerteilnehmer und 5000 Zuhörer zur Schlusskundgebung versammelt hatten, „in Königstein, wo Professor Dr. Kindermann das größte und am weitesten in die Zukunft schauende Werk geschaffen hat, das in Deutschland seit 1945 entstanden ist, und wo Werenfried van Straaten den Antrieb zu seiner in Europa einmaligen Tat gefunden hat.“ Damals kamen auch Vertreter westeuropäischer Nationen und außer dem tschechischen General Prchala auch der ehemalige slowakische Minister Prof. Dr. M. Cernak, um über eine neue Ordnung in einem neuen Europa zu beraten.

Bis heute heißt es bekanntlich, Präsident Vaclav Havel sei der erste führende Tscheche gewesen, der sich Anfang des Jahres 1990 bei den Sudetendeutschen entschuldigt habe. Tatsächlich hatte er damals erklärt, er habe „wie viele seiner Freunde die Vertreibung der Sudetendeutschen stets als zutiefst unmoralische Tat betrachtet“.

Mit dem Wiesbadener Abkommen und der Rede Prchalas 1951 in Königstein können wir aber auf Aussagen von Tschechen zurückgreifen, die vier Jahrzehnte älter sind und viel weitergehen als das Bedauern Havels. Als General Lev Prchala dieses „Wiesbadener Abkommen“ unterzeichnete, war

dies „ein unerhörter, Aufsehen bei Gut- wie bei Bösgesinnten erregender Vorgang, daß hier Vertreter zweier miteinander verfeindeter Völker aus demokratischer Weltanschauung heraus einander die Hand reichten unter Ablehnung einer Kollektivschuld und des aus ihr fließenden Rachegedankens und mit Blick auf ein einheitliches Europa“, stellt dazu Rudolf Ohlbaum fest.

Prchala war 1892 in Schlesisch-Ostrau als Sohn eines Bergmannes geboren und hatte das Gymnasium in Friedek besucht. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er als Kommandant einer Maschinengewehrabteilung an der russischen Front, geriet 1916 in Gefangenschaft und schloss sich in Russland den tschechischen Legionären an, wo er bei Kriegsende eine Division kommandierte. Nach seiner Rückkehr in die nun unabhängig gewordene Heimat studierte er an der französischen Militärakademie in St. Cyr und diente bis zum Ende der ersten Tschechoslowakischen Republik in hohen Posten der Armee. 1939 verließ er dann seine inzwischen von Hitler besetzte Heimat und kämpfte bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1939 mit einer Tschechischen Legion in der polnischen Armee aktiv gegen die Deutsche Wehrmacht. Nach der Niederlage Polens emigrierte er über Frankreich nach England. Hier widersetzte er sich den schon damals erarbeiteten Vertreibungsplänen des Exil-Mi-

nisterpräsidenten Benesch und gründete 1940 den Tschechischen Nationalausschuss in London. 1945 kehrte er nicht mehr in die Tschechoslowakei zurück, da er die katastrophalen Folgen der Benesch-Politik und die kommunistische Machtergreifung voraussah

Im Vorfeld seiner Königsteiner Rede von 1951 ist bedeutsam, dass schon 1950 die Frage der Versöhnung von Deutschen und Tschechen auf dem Programm der Weltkonferenz für moralische Aufrüstung im Schweizer Caux stand, die „1600 Teilnehmer aus 21 Nationen auf traditionellem neutralem Schweizer Boden zusammengeführt“ hatte. Für die Tschechen war General Prchala nach Caux gekommen, der das Abkommen erläuterte und erklärte:

„Ich fühle mich verpflichtet, die Sünden, die mein Volk gegenüber dem Nachbarvolk begangen hat, nicht nur zu bekennen, ich möchte mich bei meinen sudetendeutschen Freunden dafür entschuldigen, besonders für das Unrecht, das wir Tschechen ihnen angetan haben. Ich verspreche, alles zu tun, um den Schaden, den wir ihnen zugefügt haben, wieder gut zu machen und mit ihnen eine bessere und glücklicherer Zukunft im Geiste von Caux aufzubauen.“

In Caux hatten bereits Ende August 1949 zwei mit Königstein eng verbundene Sudetendeutsche, der Augustiner Pater Paulus Sladek und der christdemo-

kratische Politiker Hans Schütz, die Gelegenheit gehabt, über die Tragödie der Vertreibung zu sprechen. Aus den dort gemachten Erfahrungen war dann auch die Eichstätter Erklärung vom 27. November 1949 entstanden, die Bundeskanzler Adenauer am 14. Dezember desselben Jahres „richtig und sehr gut“ nannte.

Gegen das Wiesbadener Abkommen gab es damals von tschechischer Seite wüste Hetze. Aber es schrieb auch ein tschechischer Exilpolitiker von einem „verheißungsvollen Anfang“ und erklärte: *„Es wird an uns Tschechen liegen, den nächsten Schritt in dieser Richtung zu tun.“*

Lev Prchala, den die Prager Presse als faschistischen Emigrantengeneral bezeichnete, tat selbst diesen Schritt ein Jahr später in Königstein. Am 29. Juli 1951 sprach er hier und erklärte Inhalt und Sinn des Wiesbadener Abkommens. Alle vorher geäußerten Befürchtungen der hessischen Behörden, es könne zu Unmutsbekundungen von Vertriebenen gegen einen so hochkarätigen tschechischen Redner kommen, waren unbegründet, denn Prchala sprach als ein Europäer der ersten Stunde. Er lehnte ein Europa des Hasses ab und rief nach einem neuen freien und gerechten Europa. Wörtlich sagte er in seiner mehrfach von Applaus unterbrochenen Rede:

„Allen Schwierigkeiten zum Trotz ist es unsere heilige Pflicht, auch weiterhin für die Freiheit der Menschen, für das Recht

der Völker auf ihr Selbstbestimmungsrecht, für eine freiwillige Föderation der Völker Europas und damit für eine freie und glückliche Heimat zu kämpfen. Unseren Kampf führen wir im Geiste tausendjähriger christlicher Tradition und Verpflichtung nicht nur unseres Volkes, sondern des gesamten Abendlandes. In Europa haben wir Platz genug, wenn wir nur als Europäer denken und wenn wir wie zivilisierte Menschen handeln. Jedem das Recht auf seine Heimat anzuerkennen, ist eine der ersten Vorbedingungen eines solchen Denkens und Handelns. Denn das ist Recht und das ist Moral. Und wo Moral und Recht herrschen, dort wird auch Frieden sein. Frieden unter den Menschen, Frieden unter den Völkern.“

An die Tagung hatten Papst Pius XII., Bundeskanzler Adenauer und Kardinal Frings Telegramme gesandt. Unter den Teilnehmern waren auch die Bundesminister Lukaschek und Seeböhm. Presseberichte sprachen vom „Ruf von Königstein“. Der Ruf wurde aufgenommen, denn auch die vertriebenen Karpatendeutschen aus der Slowakei und slowakische Vertreter des Exils wie der in Königstein anwesende Minister Cernak vereinbarten in einer ähnlichen Erklärung die Zusammenarbeit beider Völker.

Rudolf Grulich

Unsere Heimatpriester:

Pfarrer Alois Hauk aus Sternberg

Pfarrer Alois Hauk war 1976 in den Ruhestand getreten, hatte aber noch bis zu seinem Tode 1992 die Filialgemeinde in Ebersburg-Ried betreut. Nachdem wir im Heft 3/2010 bereits über das Wirken von Pfarrer Hauk berichtet haben, sollen hier noch einige Anmerkungen über seine Tätigkeit im Ruhestand folgen. In seinem Nachlass befindet sich ein Briefwechsel mit seinem Jugendfreund Hugo Rokyta. Da Hauk jeweils Kopien seiner Briefe angefertigt hat, lässt sich – wenn auch nicht vollständig – einiges aus den Jahren in Ried nachverfolgen. Aus den Briefen geht leider nicht hervor, wie und wo die beiden sich in jungen Jahren begegnet waren. Rokyta war sechs Jahre jünger, in Kamiensk in Polen geboren, aber in Langendorf bei Mährisch-Neustadt aufgewachsen, etwa zwölf Kilometer von Hauks Geburtsort Sternberg entfernt. Rokyta „maturierte“ 1931, als Hauk geweiht wurde, studierte in Prag an der Tschechischen und auch an der Deutschen Universität sowie an der Hochschule für Politik und Diplomatie. Zur tschechischen Muttersprache kam dadurch die „vollkommene Kenntnis des Deutschen hinzu“. 1937 wurde er parlamentarischer Sekretär in Prag, betreute die Minister und Abgeordneten der deutschen Christlich-Sozialen, die zu den Vertretern des „Akti-

vismus“ gehörten. Als sprachlicher und politischer Vermittler zwischen Tschechen und Deutschen war Rokyta ganz in seinem Element. Dies trug ihm dann 1939 Verhaftung und Verbringung nach Dachau und Buchenwald ein. Dem Tode knapp entronnen, konnte er 1948 nach der Machtergreifung der Kommunisten nur als Denkmalspfleger „überleben“. Sehr bekannt ist sein „Handbuch der Böhmisches Länder“. Die Post zwischen Hauk und Rokyta wurde meist „außerhalb des Postweges“ über die Wiener Caritas befördert. Es ging unter anderem darum, wie man Bücher und Medikamente in die damalige ČSSR bringen könne, oder ob man einem tschechischen Priester, der bei ihm in Ried aufgetaucht ist, trauen könne. 1983 wollte Hauk als Rentner – als Geistlicher hätte er kein Visum bekommen – seine Heimat Sternberg aufsuchen. Diese Fahrt in die Heimat hat er dann erst im Juli/August 1984 zusammen mit Prof. Ludwig Pralle angetreten. In einem Brief vom 4. Januar 1985 – wieder über Frau Beran von der Caritas zugestellt – schreibt Hauk: „Auch Prof. Pralle schwärmt immer noch über die Reise durch die ČSSR unter Deiner fachkundigen Führung.“ Auch der Besuch der Kirmes in Deutsch-Eisenberg/Ruda – zwischen Römerstadt und



Alois Hauk

Mährisch-Neustadt gelegen – hat Hauk imponiert. Er macht sich Gedanken, wie man die dortige Orgel mit einem elektrischen Blasebalg ausstatten könne. Auch der Austausch des Schematismus von Olmütz bzw. von Ful-

da wird problematisiert, Angelegenheiten, über die man heute lächelt. Er teilte Rokyta noch mit, dass er an der Chronik von Bergstadt schreibe, wo er in der Heimat zuletzt Seelsorger gewesen war.

Zu Pfingsten schreibt er seinem Freund, dass Prof. Pralle am 13. Mai in Würzburg verstorben ist. Gleichzeitig gibt er seine Absicht kund, im Sommer wieder in die Heimat zu fahren. „Ich warte immer noch auf eine Antwort auf meinen Brief vom 4. Januar. Wir dürfen nicht so lange säumig werden. Wir beide sind schon im vorgerückten Alter. Da ist jeder Tag eine Gnade“, so steht es in diesem Brief. Die Verzögerung liegt daran, dass der alte Kurier für die Caritas nicht mehr zur Verfügung steht.

Rokyta schlägt eine Reise nach Velehrad vor und schreibt von seiner Korrespondenz mit Pater Paulus Sladek, der Unterlagen über das Leben von Pater Augustinus Schubert sucht. Auf dieser

sommerlichen Reise hat Hauk dann die Grippe ereilt. Er musste sich vom ADAC nach Hause fahren lassen. Zu einer Einladung zum 80. Geburtstag von Hauk bekam Rokyta dann kein Visum.

Aus Vaduz erhielt Rokyta – „sicherlich durch Deine Anregung“ – ein Schreiben mit der Bitte, über den Stand der Renovierung der Liechtensteinischen Gruft in Wranau (Vranov) bei Brünn zu berichten. Dazu kommt noch die Bitte um Hilfestellung bei der Beschaffung eines neuen PKW über Königstein: „Die Sache zog sich lange hin – immer wieder Bedenken, einem Laien ein Fahrzeug zu schenken.“

Dass sich die Lage der Kirche bereits vor 1989 etwas entspannt hatte, geht aus der Genugtuung über die Wahl der beiden Prager Weihbischöfe hervor, die Hauk mit Rokyta teilt. Sie erhofften auch eine gute Lösung für einen Nachfolger für den 1987 verstorbenen Administrator Josef Vrana in Olmütz. Hier wollte Prag einen Priester von der mit dem Regime kollaborierenden „Pacem in teris“-Vereinigung zumindest als Weihbischof haben. Bereits am 26. Juli 1989 wurde dann aber mit František Vaňák – er war schon 1961 von Rom als Nachfolger von Erzbischof Matocha vorgesehen gewesen – als Administrator in Olmütz eingeführt und nach dem politischen Umbruch zum Erzbischof ernannt.

Durch den Wegfall des Eisernen Vorhangs waren nun die verschlungenen Wege zur Hilfe nicht

mehr notwendig, es wurden aber nun auch ganz persönliche Bitten um Unterstützung an Hauk herangetragen, die er jedoch abzuweisen verstand. Er half dort, wo es notwendig war. So besorgte er einen Ventilator für die Orgelrenovierung im Olmützer Wenzelsdom. Im Dezember 1990 wandte er sich an das Sozialwerk der Ackermann-Gemeinde mit der Bitte, dem Krankenhaus in Olbersdorf / Město Albrechtice einen Zuschuss zum Erwerb eines Koagulationsgerätes zu gewähren. Über seinen Hausarzt hatte er diesem Krankenhaus bereits ein Ultraschallgerät besorgen können. Für Dr. Poles aus Olbersdorf vermittelte er ein 14tägiges Praktikum bei Oberarzt Dr. Betz am Klinikum in Fulda.

Am 2. Mai 1991 organisierte Hauk in Fulda ein Treffen heimatvertriebener Priester aus der Erzdiözese Olmütz, an dem Weihbischof Jan Graubner und Prof. Dr. Jaroslav Studeny aus Olmütz teilnahmen. Weihbischof Gerhard Pieschl und der jetzige Fuldaer Generalvikar Dr. Gerhard Stanke waren auch zugegen.

Sein Diamantenes Priesterjubiläum feierte Hauk am 5. Juli 1991 in Velehrad auf Einladung

des Olmützer Erzbischofs Vaňák, der dort am selben Tage sein Goldenes Priesterjubiläum beging. Neben dem Apostolischen Nuntius Erzbischof Coppa und dem Prager Erzbischof Vlk nahmen etwa 50 000 Gläubige an dem Gottesdienst teil. Zwei Tage später feierte Hauk sein Jubiläum noch einmal in seinem Geburtsort Sternberg unter Beteiligung vieler angereicherter Heimatvertriebener, wobei ihm Dr. Studeny die Festpredigt hielt.

Vaňák wurde kurz darauf sehr krank und verstarb am 14. September in dem oben genannten Krankenhaus in Olbersdorf. Er wurde – dies war sein Wunsch – auf dem Hostein, einem vielbesuchten Wallfahrtsberg etwa 40 km südöstlich von Olmütz, zu Grabe getragen. Die Teilnahme an dieser Beerdigung war Hauks letzte Reise in die mährische Heimat. Denn ein halbes Jahr später – am 4. März 1992 – wurde auch er abberufen und fand seine letzte Ruhestätte in Ried im Kreis Fulda, wo er bis zuletzt tätig gewesen war. Sein Jugendfreund Hugo Rokyta folgte ihm 1999.

Wilhelm Böhm

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Institutes auch weiterhin durch
Ihre Spende!**

Troppau in der russischen Geistesgeschichte

Während die Herrscher der Heiligen Allianz von Oktober bis Dezember 1820 in Troppau über die geeigneten Mittel zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Europa berieten, meuterte in Sankt Petersburg das Semenovski Regiment, dessen Kommandant Zar Alexander selbst gewesen war. Nachdem weder die Offiziere noch der Bruder des Zaren die Soldaten zur Raison bringen konnten, wurde der vom Zaren geschätzte Hauptmann Petr Tschaadajev mit einem detaillierten Rapport als Schnellkurier von Petersburg nach Troppau geschickt.

Tschaadajev brauchte für den Weg neun Tage, etwas länger als der österreichische Kurier. Metternich nutzte seinen Informationsvorsprung dem Zaren gegenüber rücksichtslos aus, so dass der verspätet eintreffende Tschaadajev den allerhöchsten Ärger darüber zu spüren bekam. Diese Demütigung konnte auch durch ein nachträgliches Angebot, Adjutant des Zaren zu werden, nicht aufgewogen werden.

Drei Monate nach der Begegnung in Troppau reichte Tschaadajev seine Demission ein. Ohne die damit verbundene übliche Beförderung auf den nächsten Rang wurde er in Ungnade aus der Armee entlassen.

Tschaadajev war als einer der jungen adligen Offiziere, die von freiheitlichen Ideen beseelt wa-

ren, vom Feldzug gegen Napoleon aus Westeuropa nach Russland zurückgekehrt. Einerseits erkannte er, dass von der herrschenden Schicht keine Fortschritte zu erwarten waren, andererseits widerstrebten seiner konservativen Grundhaltung die revolutionären Pläne der Zirkel, in denen er mitarbeitete. Seine bisherigen Kontakte mit dem Westen ließen ihn schon ahnen, wo Orientierung zu suchen sei. Eine mehrmonatige Einquartierung in Langenbielau in Schlesien während des Feldzugs 1812 bis 1814 hatte in Tschaadajev unauslöschliche Eindrücke hinterlassen. Dazu sein erster Biograph: „Dort hat die europäische Lebensweise in ihrer reizendsten und verführerischsten Form zum ersten Mal Macht über ihn gewonnen. Bis an sein Lebensende hat er voller Begeisterung von Langenbielau gesprochen; jeder, der den Unterschied zwischen einem russischen und einem schlesischen Dorf kennt, wird diese Begeisterung verstehen.“

Ein zweijähriger Aufenthalt im Westen (1823 bis 1825) führte ihn nach London, Rom, Mailand, Karlsbad und in mehrere deutsche Städte. Seine Abwesenheit bewahrte ihn vor dem Gewitter, das über seine Gesinnungsgenossen, die Dekabristen, niederging. Auf die Dauer aber konnte auch er den Konflikt nicht vermeiden. Sein erster philosophischer Brief,

adressiert an eine Dame, veröffentlicht 1836 in der Zeitschrift *Teleskop*, führte zum Zusammenstoß. Die Zeitschrift musste ihr Erscheinen einstellen und ihr Herausgeber in die Verbannung gehen. Der Autor, Tschaadajev, wurde auf Befehl Nikolaus I. für verrückt erklärt und unter medizinisch-polizeiliche Aufsicht gestellt. Ironisch teilte er seinem Bruder mit: „Ich wurde für wahnsinnig erklärt. ...Meine Erkrankung erfolgte am 28. Oktober, folglich bin ich schon drei Monate verrückt“.

Im Rückblick auf das *Echo*, das sein erster philosophischer Brief gefunden hatte, konnte 35 Jahre später im *Vestnik Evropy* 1871 geschrieben werden: „Noch nie, seit man in Russland zu lesen und zu schreiben versteht, hat irgend ein literarisches oder wissenschaftliches Ereignis, nicht einmal der Tod Puschkins, einen so ungeheuren Eindruck hervorgerufen, und keines ist mit solcher Schnelligkeit und mit solchem Lärm verbreitet worden. Innerhalb eines Monats gab es in Moskau beinahe kein einziges Haus, in dem man nicht von dem Brief und von der Geschichte Tschaadajevs gesprochen hätte. Sogar Leute, die sich nie mit Literatur beschäftigten, völlig ungebildete Menschen, Damen, die sich ihrer geistigen Entwicklung nach wenig von ihren Köchinnen und Kammerzofen unterschieden, Amtsschreiber, die in Untreue und Bestechlichkeit verkommene Beamte, Schwach-

sinnige, Ungebildete, halbverrückte Betschwestern, Fanatiker oder Frömmeler, in Suff und Liederlichkeit und Aberglaube verwilderte Existenzen, junge und alte Patrioten, alle waren sich einig in der einmütigen und restlosen Verdammung und Verachtung dieses Menschen, der es gewagt hatte, Russland zu beleidigen“.

Wie kam es, dass der kühle, ironische, eitle Einzelgänger „den Schuß in der Nacht“ (Herzen) auslösen konnte, durch den das in verordneter Selbstzufriedenheit von „Autokratie, Orthodoxie und Volkstum“ schlafende Russland aufgeweckt und zu einem jahrzehntelangen Geisteskampf zwischen Westlern und Slawophilen stimuliert wurde? Eine Scheidung der Geister, die bis heute nachwirkt. Als Grund für seinen unerwarteten Ausstieg aus der Offizierslaufbahn und seinen Geisteswandel gilt seine Begegnung mit Zar Alexander I. in Troppau 1820.

Tschaadajevs Denken kreiste um die Verbindung von Religion und Philosophie, um die Einheit von Glauben und Wissen – und um deren Geschichtswirksamkeit. Zu seinen geistigen Berufungsinstanzen zählten de Maistre, de Bonalds, Lamennais und vor allem Schelling. Nachdem er 1825 Schelling in Karlsbad begegnete, hat er ihm in Briefen seine Verbundenheit im Denken bekundet. Die Einheit von Glauben und Wissen konnte für Tschaadajev nicht eine theoretische Wahrheit blei-



Petr Tschaadajew

ben, sondern musste in der Gestaltung der Gesellschaft und Geschichte zum Ausdruck kommen. Der intellektuellen Wüste seines Landes war ihm schmerzlicher Stimulus, nach einer Alternative für Russland zu suchen. Unter dem Einfluss von Lamennais und Schelling gelangte er zur Überzeugung, dass der Ausweg aus der byzantinisch geprägten russischen Despotie in einem vom Staat unabhängigen universalen Kirchentum zu finden sei, dessen geschichtliche Verwirklichung er im Katholizismus sah.

Unserem bösen Schicksal gehorchend, wendeten wir uns an das elende, tief verachtete Byzanz, um von ihm jene sittliche Ordnung, die unserer Erziehung zugrunde gelegt werden sollte, zu übernehmen.

Während die römische Kirche dank der Verlegung der Kaiserresidenz vom Tiber an den Bosphorus durch Konstantin sich frei und selbstbewusst entwickelt, wissen wir, *unverwandt in den*

Fußstapfen von Byzanz wandernd ... nur zu gut, was eine der Willkür weltlicher Herrscher überlassene geistliche Gewalt bedeutet. Die byzantinische Kirche ist gleichsam bemüht, ein christliches Kalifat zu werden.

Dogmatische und rituelle Unterschiede finden bei Tschaadajew kaum Beachtung. Im Mittelpunkt steht die andersartige politisch-soziale Wirkung der Kirchen. Am Papsttum faszinieren ihn der universale Anspruch und die gegenüber der weltlichen Macht selbstbewusst verteidigte Unabhängigkeit. *Im Westen erreicht der römische Patriarch... nach und nach jene Machtfülle, die sich nachher in einem Zweikampf mit dem Kaisertum einlassen und obsiegen sollte. Im Westen ist die Geistlichkeit beseelt vom tiefen Gefühl der Unabhängigkeit, bemüht, die geistliche Macht über die Gewalt zu stellen.*

In Russland dagegen herrscht aufgrund der mangelnden kirchlichen Unabhängigkeit eine Ordnung, *in der die sittliche Idee nur soweit Autorität genießt, als es die politische Gewalt zulässt und in der endlich die Diener dieser Idee an Bewegung und Geist fortwährend gehindert werden.* Unter diesen Bedingungen mussten die Impulse des Christentums, die den Westen zur Entfaltung der gesellschaftlichen Freiheit führten, in Russland verkümmern.

Zu gleicher Zeit, da Tschaadajew als Heilmittel zur Überwindung der Stagnation in Russland

die Katholische Kirche empfahl, wandte sich Franz von Baader, Professor für spekulative Theologie an der Universität München, an den russischen Kultusminister Uvarov mit der Erklärung: „Mir erscheint die russische Kirche heute in Bezug auf den Niedergang des Christentums im Westen, der sich zu einem besorgniserregenden Ärgernis ausgedehnt hat, eine gleichsam vermittelnde Sendung erfüllen zu müssen gegen die Erstarrung des Christentums in der römischen Kirche und seine Auflösung in den protestantischen Kirchen“.

Die rettungssuchenden Blicke über den eigenen konfessionellen Zaun auf die benachbarte kirchliche Tradition müssen nicht zum ökumenischen Störfaktor werden. Die Ansichten Tschaadajevs

und Baaders über den Zustand der je eigenen Kirche sollten nicht so sehr Wehleidigkeit hervorrufen, als vielmehr die Augen für die eigenen Schwächen und Stärken öffnen.

Obwohl Tschaadajev sich mit seiner Vorliebe für die katholische Kirche zwischen alle russischen Stühle gesetzt hatte, bewahrte ihm die Freundschaft zum Dichterkönig Puschkin einen unverwüstlichen Rest an Sympathie bei allen russischen Gruppierungen, den Westlern und den Slavophilen. „Seit unserer Schulzeit lesen und lernen wir die Verse, die Puschkin Tschaadajev gewidmet hat, dem Freund des jungen Dichters, gewissermaßen dem Präzeptor seiner Jugend“ bekennt der Literat Kamenskij.

Adolf Hampel

Přemysl Pitter – Retter jüdischer und deutscher Kinder nach dem Kriege

Leider ist in der deutschen Öffentlichkeit Přemysl Pitter, gebürtiger Prager und Mitglied der Böhmisches Brüdergemeinde, völlig unbekannt, in seiner Heimat Böhmen ist es allerdings nicht viel besser. War es mit Oskar Schindler nicht ähnlich? Wer wusste schon etwas von ihm, bis der Film „Schindlers Liste“ in unsere Lichtspielhäuser kam?

Geboren 1895 in Prag, wuchs Přemysl Pitter noch in der alten Monarchie auf. In Dresden erhielt er seine Ausbildung als

Typograph, denn er sollte einmal die väterliche Druckerei übernehmen. Als Kriegsfreiwilliger der österreich-ungarischen Armee zog er in den Ersten Weltkrieg. Grauensvolle Kriegserlebnisse an der galizischen und italienischen Front waren für ihn der Anstoß zu einer tiefgreifende Umkehr und Erweckung. Er weigerte sich auf den Gegner zu schießen und wurde zweimal von einem Feldgericht zum Tode verurteilt. Beide Male entging er wie durch ein Wunder der Hinrichtung. Eini-

ge Tage sei er im Niemandsland gelegen, wo er über die letzten Fragen des menschlichen Lebens nachgedacht habe. Eine Biene, die dort auftauchte und von Blüte zu Blüte flog, habe ihm wieder Mut gemacht und ihn dazu geführt, von nun an sein Leben ganz dem Dienst an anderen Menschen zu widmen. Radikal gewandelt – wie er in seinen Memoiren später schrieb – kehrte er aus dem Krieg zurück und wurde Pazifist. Wegen seiner kompromisslosen pazifistischen Haltung – er lehnte jeglichen Militärdienst ab, da er die Seelen der jungen Menschen zerstöre – hat sich der damalige Präsident der 1918 neu gegründeten Tschechoslowakischen Republik, Thomas Guarigue Masaryk, stets geweigert, ihn zu empfangen, obwohl Přemysl Pitter ein begeisterter Anhänger der Ideen des Philosophen auf dem Präsidentenstuhl war.

Er wandte sich dem geistlichen Beruf zu und studierte als Externer – das heißt als Gasthörer – an der Hus-Fakultät. Nach zwei Semestern freilich gibt er das Studium auf und widmete sich ganz der praktischen Erziehungsarbeit. Er wurde Laienprediger, vor allem in St. Niklas am Altstädter Ring hielt er wiederholt Vorträge. Er gründete und leitete die pazifistische Zeitschrift „Verbrüderung“. Er war auch aktives Mitglied der „Internationalen Liga für den Frieden“. 1920 rief er die Bewegung für geistige und gesellschaftliche Wiedergeburt „Neu Jerusalem“ ins Leben.

Sein geistiges Vorbild war Jan Milič von Kreamsier (Todesjahr 1374), ein tschechischer Reformator vor Jan Hus. Hus wurde 1415 in Konstanz verbrannt. Er lebte von Jan Milič war zunächst Domkapitular am Prager Veitsdom, verzichtet dann auf seine Pfründen. Und nachdem er sich einige Zeit in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, wurde er Bußprediger bei St. Ägidius in Prag. Er begründete eine Wohn- und Lebensgemeinschaft für bekehrte Dirnen und ein Predigerseminar in freier, urkirchlicher Brüderlichkeit. Es war eine Art Mutterpfarre einer Kirche von unten. Er nannte seine Einrichtung: *Neues Jerusalem*. – In dieser Tradition stand also die neue Bewegung von Premysl Pitter.

1922 rief er mit einem Freundeskreis eine Baugenossenschaft Milič-Haus ins Leben. Erst im Jahre 1933 freilich konnte er das neue Haus eröffnen, und zwar für Kinder des Prager Stadtteils Žižkov aus sozial schwächeren Familien. Auch Frau Olga Havlova, die erste Frau des Präsidenten Vaclav Havel, war eines der Kinder, die Pitter hier betreut hat. Schon die Jahre zuvor hatte er in einem gemieteten Saal Kindern vor allem am Nachmittag pädagogisch wertvolle Freizeitangebote gemacht, denn es war seine Überzeugung, dass man dem gesellschaftlichen Verfall, der sich gerade auf die Kinder negativ auswirke, erzieherische Bemühungen entgegenstellen müsse.

Zum einen steht Pitter hier in der Tradition des Comenius, erinnert aber auch an Don Bosco, der sich vor 150 Jahren der verwahrlosten Jugend von Turin angenommen hat. Noch heute widmet sich der von ihm gegründete Salesianerorden der Erziehung der Jugend. Auch für Don Bosco war nämlich die gesellschaftliche Erneuerung ein wichtiges Ziel.

1926 nimmt Pitter an einer Konferenz der Bewegung für Internationale Versöhnung in Oberammergau teil. Hier lernt er die Schweizerin Olga Fierz kennen. Sie stammte aus einer kalvinistischen Familie. Von ihrem Beruf her Sprachlehrerin war sie in der Bewegung für Internationale Versöhnung tätig. Sie wurde seine Sekretärin und treue Mitarbeiterin.

Bereits 1934 nahm Pitter in seinem Milič-Haus auch 18 Kinder von deutschen Emigranten auf. Im Jahre 1938 konnte er in Myto bei Rokycany sein Erholungsheim „Domov“ (Heim, Heimat) eröffnen. Während des Krieges versuchte er, jüdische Familien zu unterstützen. Gleich nach Kriegsende nahm er Kinder jüdischer Eltern, die inhaftiert oder in den Konzentrationslagern waren, in seine Heime auf, bald auch Kinder von Deutschen, die in tschechischen Lagern saßen. Man sagt, er habe an die 600 jüdische und deutsche Kinder in dieser Zeit gerettet.

Bereits am 25. Mai 1945 hielt Přemysl Pitter im Milič-Haus in Prag eine öffentliche Predigt, in

der er die Gewalttaten an den Deutschen verurteilte. Verständlich, dass er sich mit seinem Eintreten für Deutsche vor allem bei den Regierenden keine Freunde schuf. Im Gegenteil. Trotz aller Schwierigkeiten führte er seine Tätigkeit für die Kinder weiter, bis schließlich die Kommunisten ihn in Haft nehmen wollten.

Seit 1933 war Pitter Leiter des Milič-Hauses in Prag-Zizkov. Bereits 1938 hat er zu den tschechischen auch deutsche Kinder – vor allem von Emigranten – in sein Erholungsheim bei Rokycany aufgenommen. Nach der Errichtung des Protektorats galt es nun jüdischen Kindern zu helfen. Trotz des Verbots durften jüdische Kinder auch weiterhin ins Milič-Haus kommen. Zusammen mit Olga Fierz besuchte er jüdische Familien und unterstützte sie nach Kräften, indem er den Kindern und Kranken Milch und Obst brachte, worauf diese als Juden keinen Anspruch hatten. Diese Besuche waren nicht ungefährlich, da alle jüdischen Haushalte von der Gestapo überwacht und immer wieder kontrolliert wurden.

Einmal stand er kurz vor der Verhaftung. Er musste sich im Hauptquartier der Gestapo melden. Ihm wurde dort die Unterstützung der jüdischen Familien vorgehalten. Seine Erwiderung: „Vom menschlichen Standpunkt werden Sie es wohl verstehen.“ Der höhere SS-Offizier, der die Untersuchung führte, ließ ihn zur Überraschung Pitters und



Přemysl Pitter

der übrigen SS-Männer im Raum wieder gehen. – Eine weitere besondere Fügung im Leben von Přemysl Pitter – wie im Ersten Weltkrieg.

Auch im Erholungsheim Myto bei Rokycany konnten jahrelang jüdische Kinder unerkannt unterkommen. Viele wurden dann schließlich doch mit ihren Eltern nach Auschwitz gebracht, die meisten von ihnen kamen dort um.

Er lehnte aus pazifistischer Überzeugung zwar eine aktive Teilnahme am bewaffneten Widerstand ab, weigerte sich auch mit Rücksicht auf seine Kinder und Freunde zu emigrieren, handelte aber gemäß einem Wort von Gandhi: „Wer den Weg der Gewalt ablehnt, ohne aktiv den Weg der Wahrheit zu gehen, ist ein Feigling“. Bereits im Januar 1945 hat er einen Vorbereitungsausschuss zur Hilfe für

jüdische Kinder gegründet, wenn diese aus den Konzentrationslagern zurückkämen.

Als er erfuhr, dass in den sogenannten Kinderheimen im Ghetto von Theresienstadt bei Leitmeritz, das eine Art Vorzeigelager der Nazis war, Kinder in unwürdigen Verhältnissen lebten, begab er sich dorthin. Die älteren Kinder, die unterernährt und zusammengedrückt am Boden lagen, konnte er nicht mehr retten, sie starben auf dem Transport. In einem anderen Gebäude aber waren Kinder bis zu sechs Jahren. Sie sahen erstaunlicherweise gesund aus. Der Grund: Die Erwachsenen im Ghetto hatten für die Kleinen freiwillig auf einen Teil ihrer kargen Lebensmittelrationen verzichtet. Da Typhus drohte, musste er schnell handeln. Und so holte er am 22. Mai 1945 22 Kinder aus Theresienstadt in das Schloss Oleschowitz, wo er das erste seiner Kinderheime errichtete. Weitere beschlagnahmte Schlösser in der Umgebung von Prag wurden ihm für die Betreuung von Kindern zur Verfügung gestellt, etwa Kamenitz, Střín und Lojovitz. Schließlich waren es an die 250 jüdische Kinder, die er aus den Lagern rettete. Ihnen hat Přemysl Pitter zusammen mit seiner engsten Mitarbeiterin Olga Fierz, wie es des öfteren ausgesprochen wurde, wieder den Glauben an den Menschen vermittelt. „Er hat uns gleich nach dem Grauen der Lager gezeigt, dass es noch Liebe und Menschlichkeit in der Welt

gibt.“ So wird einer der Geretteten 1995 in einem Artikel in der FAZ zitiert.

Zwei Monate nach Kriegende, es war am 26. Juli 1945, brachte er aus zwei Internierungslagern in Prag 56 deutsche Kinder und drei Mütter in seine Heime.

Eigentlich begann diese Aktion mehr zufällig und spontan. Pitter suchte im Internierungslager in der Rais-Schule in Prag die Kinder einer deutschen Mutter.

Doch was er da sah, war erschütternd. So schreibt er darüber in einem späteren Bericht: „Vor uns öffnete sich die Hölle, von welcher die Vorübergehenden keine Ahnung hatten. Mehr als tausend Deutsche, meistens Frauen und Kinder, waren in Schulklassen und Kellern zusammengedrängt. Da war kein Stroh, sie mußten auf der bloßen Erde sitzen. Sie konnten sich nicht einmal hinlegen. Kranke und Gesunde, Alte und Kinder drängten sich in einem unbeschreiblichen Gewirr. Einer der Internierten, ein deutscher Arzt mit schmutziger Schürze, zeigte mir das Zimmer, wo er wenigstens Säuglinge hatte isolieren können. Sie lagen da mit runzeligen Gesichtern auf den Schulbänken, bloß noch Haut



Pitter vor dem Mikrophon

und Knochen, wie zwerghafte Greise.“ So begann dann die humanitäre Aktion, am Ende gestaltete sie sich viel umfangreicher als ursprünglich geplant. In den folgenden zwei Jahren fanden neben den jüdischen Kindern sowie Kindern anderer Nationalität an die 400 deutsche Kinder Schutz und Hilfe in seinen Kinderheimen.

Um Unterstützung für seine Arbeit in den verschiedenen Heimen

zu bekommen, stellte er seine Erfahrungen in einer monatlichen Dokumentation zusammen, im „Boten aus dem Milič-Haus“. Hier finden wir Rechenschaft und Anklage nebeneinander. Dieser „Bote“ wurde zwar an Freunde in aller Welt gesandt, entstand aber nur in einfachem Kopierverfahren und erreichte die tschechische Öffentlichkeit nicht. Im September-Heft schreibt Pitter: „Als wir die abgemagerten und apathischen Kinder mitbrachten und auf das Gras ausbreiteten, dachte ich, dass nur wenige überleben würden. Unser Arzt, Dr. Emil Vogl, selbst ein Jude, der die Hölle von Auschwitz und Mauthausen durchgemacht hatte, weinte fast, als er diese kleinen lebenden Leichname sah. „Also

dies haben wir Tschechen binnen zweieinhalb Monaten zustande gebracht!' rief er aus.“

Was Přemysl Pitter tat, dazu bedurfte es in dieser Zeit besonderen Muts. Denn die damals Herrschenden hatten es nicht gern, dass man ihre Absichten durch Hilfsmaßnahmen durchkreuzte und dass die Zustände in den Lagern publik wurden. Man warf ihm vor „er schmuse mit den Deutschen“ und „verschwendet tschechisches Geld für deutsche Feindkinder“. Er konnte auch nicht allen helfen, doch vertraute er auf die Kraft des Vorbilds: „Unsere geringen Kräfte genügen nicht, aber vielleicht hilft auch das Beispiel etwas.“ Seine Motivation kam aus seiner konsequent christlichen Haltung, nach der die Jünger Jesu immer auf der Seite der Schwachen und Bedrängten, auf der Seite der Leidenden stehen. Er schreibt darüber: „Heutzutage leiden viele unschuldige Menschen. Für unsere Nation ist das um so schlimmer, weil Unrecht, Gewalt und Unbill von Mitgliedern unseres Volkes ausgeübt werden. Durch Nachahmung der SS-Männer erniedrigen wir uns auf ihr Niveau. Dies ist des Volkes von Hus und Masaryk unwürdig und widerspricht unserer Nationaltradition. Darum sollten wenigstens jene, die sich Christen nennen, (...) nicht schweigen, sondern Gewissen des Volkes sein.“

Pitter wurde Mitglied der neu gegründeten Sozialkommission des Nationalausschusses in Prag.

Er hatte damit eine gewisse amtliche Funktion und konnte so den schlimmsten Grausamkeiten entgegentreten. Zu seinen Aufgaben gehörte auch der Besuch der Internierungslager, er berichtete über seine Erfahrungen und führte wegen der furchtbaren Zustände Beschwerde. Bereits acht Tage nach seiner Beauftragung legte er über die Prager Lager einen Bericht vor.

Es gab in Prag insgesamt 24 Lager, in denen vor allem Deutsche, in weit geringerer Zahl freilich auch Tschechen – Kollaborateure – interniert waren: Die Gesamtzahl betrug etwa 9000 Männer, Frauen und darunter auch 1426 Kinder, das heißt Personen unter 14 Jahren.

In einem Brief schreibt Pitter einmal sehr kritisch, dass es doch nicht die SS-Männer und die Gestapo-Leute sind, an denen man jetzt die Grausamkeit verübe: „Es waren Frauen, Kinder, Greise, auch Menschen, die in Deutschland ausgebombt worden waren und die man bei uns als ‚Volksgäste‘ untergebracht hatte. An diesen Menschen und ihren Familien entluden sich der Hass und die leidenschaftlichen Instinkte tschechischer Nationalisten, dekoriert mit den Bändern der Revolutionsgarde oder ähnlicher Formationen. (...) Gehen Sie zum Beispiel nach Hagibor, wo noch heute die Hölle ist, wo Erwachsene und Kinder vor Hunger sterben, in schmutzigen und verseuchten Baracken.“ Er hat erreicht, dass das Lager Strahov,

das besonders schlimm war, aufgelöst wurde.

Pitters Tätigkeit, vor allem die Kontrolle der Internierungslager, war politisch unerwünscht. Bald wurde er auch dieses Postens enthoben. Er widmete sich jetzt nur seinen Kinderheimen, die einem anderen Ministerium unterstanden. Dort fand er sogar für seine Hilfsmaßnahmen Unterstützung.

Pitters Weg ins Exil

Nach der Machtergreifung der Kommunisten im Februar 1948 geht die Verwaltung des Milič-Hauses auf den Zentralen Nationalausschuss in Prag über, Pitters Erziehungstätigkeit wird erheblich eingeschränkt. 1951 erfährt er, dass er in die Urangruben nach Joachimsthal eingeliefert werden soll. Seine Freunde raten ihm zu fliehen. Auch seiner Mitarbeiterin Olga Fierz verweigerten die Behörden nach der Teilnahme an der Beerdigung ihrer

Schwester in der Schweiz die Rückreise in der ČSR. Über die Grüne Grenze, nämlich über das Lausitzer Gebirge, gelangt Pitter in die DDR. Zittau und Leipzig waren weitere Stationen seiner Flucht, bis er schließlich in Westberlin landete.

Zunächst war er Gast bei Freunden in England. Hier begann er auch seine Mitarbeit beim BBC, beim Sender Freies Europa und später auch beim Römischen Rundfunk.

Er besuchte noch theologische Kurse des Woodbrooke Colleges der Quäker bei Birmingham. Im Dezember 1952 schickte ihn der Weltkirchenrat zum pastoralen und sozialen Dienst ins Valka-Lager nach Nürnberg, wo er als „Sozialbeamter“ – so steht es in einer Meldebescheinigung fürs Einwohnermeldeamt – tätig war.

Franz Bauer

Das authentische Gesicht des Heiligen

Die ältesten Bilder von Bischof Neumann

Im Jahre 2011 begehen wir den 200. Jahrestag der Geburt von Bischof Johann Nepomuk Neumann aus Prachatitz am Ende des Goldenen Steiges im Böhmerwald. Er starb 1860 als Bischof von Philadelphia und hat als Oberhirte den amerikanischen Katholizismus bis heute geprägt.

Für seine Seligsprechung hat sich die sudetendeutsche Volksgruppe in der Vertreibung ein-

gesetzt, vor allem Prälat Adolf Kindermann, der dem Papst über 100 000 Unterschriften von Landsleuten mit der Bitte um Seligsprechung übergab und 1963 den Sonderzug zur Seligsprechung nach Rom leitete. Die Seligsprechung 1977 konnte Kindermann nach seiner Ernennung zum Weihbischof leider nicht mehr erleben, da er schon 1974 gestorben war.

Es gibt viele Andachtsbildchen mit dem Bild des Heiligen und wir haben das Glück, dass es schon zu seinen Lebzeiten die Kunst des Lichtbildes gab. Den 1811 geborenen Sohn ließen die Eltern als Sechsjährigen malen. Da der spätere Priester und Bischof als Ordensmann der Redemptoristen sehr einfach und sparsam lebte, legte er auch keinen Wert darauf, gemalt oder fotografiert zu werden. Nur nach seinem Amtsantritt als Bischof 1852 und bei seinem Europabesuch 1854/55, als er auch in Rom war und dann seine Heimat im Böhmerwald besuchte, drängten ihn Freunde und Verwandte, sich in München fotografieren zu lassen. So sind uns diese Bilder erhalten, nach denen alle anderen Bilder nach seinem frühen Tod 1860 entstanden sind, seien es Gemälde, Hinterglasbilder oder Radierungen, die es in großer Zahl gibt.

Das Kinderbild stammt aus dem Jahre 1817. „Ein lieber, frischer und zugleich ernster Bub mit klaren Augen und vorgekämmten Haaren blickt aus dem Doppelrahmen“, schreibt Josef Dichtl und merkt an, dass in seiner Kinderzeit diese vorgekämmten Haare Bubenmode gewesen sind. Das seidene Halstuch verrät den Wohlstand der Eltern, die ihre Kinder in Öl porträtieren ließen. Leider kennen wir den Maler des Bildes nicht.

Auf dem Münchner Lichtbild hält Bischof Neumann in der linken Hand ein Buch, das ihm die Prachatitzer geschenkt hat-



*Der Heilige im Alter von 6 Jahren
– zeitgenössisches Bild*

ten. Als schon 1886 der diözesane Seligsprechungsprozess für Bischof Neumann eröffnet wurde und zehn Jahre später der offizielle Prozess, entstanden zahlreiche Porträts nach den beiden Originalphotos. Solche Bilder gibt es im Museum der Stadt Prachatitz und in dem zu einem Kloster der Borromäerinnen umgewandelten Geburtshaus des Heiligen, aber auch im Rathaus von Prachatitz. In Altötting, das Neumann auf seiner Europareise besuchte, wurde eine im barocken Stil nachempfundene Statue von ihm aufgestellt. Dazu kommen moderne Hinterglasbilder und das Ölgemälde, das die Künstlerin Helma Fritsche-Flügel für die Kapelle am Dreissesselberg erstellte.

Rudolf Grulich

Vor 60 Jahren.:

Erster Kongress „Kirche in Not“

von Rudolf Grulich

Unter den vielen Aktivitäten für die verfolgte Kirche im Osten, die der Gründer von „Kirche in Not“ Pater Werenfried van Straaten in mehr als einem halben Jahrhundert ins Leben rief, gehören auch die internationalen Kongresse „Kirche in Not“.

Vom 8. bis 11. Februar 1951 fand im niederländischen Hilversum der erste Kongress in der Heimvolkshochschule Drakenburg statt. Unter den Initiatoren waren neben dem damals schon als „Speckpater“ bekannten Pater Werenfried auch Prälat Adolf Kindermann aus Königstein. Die beiden unvergesslichen Kämpfer für die leidende Kirche im Osten kamen überein, dass der nächste Kongress 1952 bereits in Königstein im damaligen Albertus-Magnus-Kolleg, dem „Vaterhaus der Vertriebenen“ abgehalten werden sollte. Ihm folgten 44 weitere bis 1995, von denen 43 Kongresse in Buchform dokumentiert wurden. Viele der Bände enthalten aufrüttelnde Predigten von Pater Werenfried.

Beim ersten Kongress in Hilversum waren über 100 Vertreter aus acht Völkern zusammengekommen, deren Beratungen der religiösen Not galten, die durch die kommunistische Machtübernahme in den Staaten Ost(mittel)europas und durch die Entwurzelung und Vertreibung von Millionen Menschen entstanden war.

Mit der Ostpriesterhilfe hatte die Katholische Arbeitsgemeinschaft für geistige Erneuerung eingeladen, deren Sekretär Dr. Karl-Ernst Hahn war. Dieser war 1938 aus Karlsbad vor den Nazis nach Holland emigriert und wirkte später in Rom für die Europäische Volkspartei. Zeitlebens war er ein Freund von Kirche in Not. Pater Werenfried referierte am letzten Tage des Kongresses über „Die Ostpriesterhilfe Flanderns und der Niederlande und die geplante Ausweitung derselben auf die übrigen westlichen Länder“. In seinem charismatischen Geist skizzierte er fast prophetisch eine Entwicklung, die ihm recht geben sollte, wenn sein Werk heute in 16 Ländern vertreten ist und weltweit hilft. Unter den Teilnehmern und Referenten waren auch namhafte Vertriebene wie der Präsident des Katholischen Flüchtlingsrates Bundesminister Hans Lukaschek, Richard Hackenberg und Pater Paulus Sladek.

Im Jahr darauf versammelte der Zweite Kongress in Königstein bereits über 200 Teilnehmer als Repräsentanten aus 18 Völkern. Die Referate erschienen seitdem in Buchform, als erster Band einer 43 Bände umfassenden Reihe, die seitdem nicht nur über die Situa-

tion jenseits des Eisernen Vorhangs informierte, sondern auch den Blick auf Kirchenverfolgungen in anderen Kontinenten lenkte und von einem damaligen Herausgeber der FAZ als unentbehrliches Nachschlagewerk bezeichnet wurde.

Die Aktualität

Überblickt man die 43 vorliegenden Kongressbände in Buchform, so stellt man fest, dass jeweils aktuelle Probleme aufgegriffen wurden. Der Titel „Erschütternde Christenverfolgung vor unseren Toren“ war 1952 mehr als zutreffend, als in einer Reihe von kommunistischen Staaten noch Schauprozesse abgehalten wurden, Kardinäle im Gefängnis saßen und Bischöfe zum Tode verurteilt wurden. Es folgte der Kongress mit dem Thema „Priesternot“, auf dem festgestellt werden musste, „dass wenigstens 5000 Priester und wenigstens 10 000 Klosterschwestern das Kreuz des Kerkers, der Verschleppung oder des Arbeitslagers zu tragen haben“.

Die Themen der folgenden Kongresse seien ohne Kommentar aufgezählt. Sie sprechen für sich:

Die Verantwortung des Laien in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West (1954)

Bolschewismus – Ersatzreligion (1955)

Bolschewismus – Koexistenz – Infiltration – Überwindung (1956)

Nationaler Bolschewismus (1957)

Kommunismus auf Weltebene (1958)

Was ist Wahrheit? (1959)

Der Mensch zwischen Ost und West (1960)

Christliche Soziallehre – Kommunistische Sozialpraxis (1961)

Religion und Kommunismus (1962)

Unsere Schuld am Kommunismus (1963)

Friedliche Koexistenz (1964)

Es geht um den Menschen (1965)

Der Dialog (1966)

Der Friede und die Kirche in Not (1967)

Die Menschenrechte (1968)

Die Unruhe in der Welt (1969)

Brüderlichkeit – Illusion oder Chance? (1970)

Christentum und Atheismus heute – eine Bilanz (1971)

Religionsfreiheit – für alle (1972)

Jugend zwischen Marx und Christus (1973)

Humanismus – Marxismus – Christentum (1974)

Aufbruch des Geistes – Grenzen der Gewalt (1975)

Massen, Macht und Medien (1976)

Ringens um den Menschen: Freiheit in Ost und West (1977)

Religionsfreiheit – ein Grundwert menschlicher Existenz (1978)

Christentum – eine Hoffnung für ganz Europa (1979)
Unsere Verantwortung für die verfolgte Kirche (1980)
Flüchtlinge in der Welt – eine Herausforderung für die Kirche (1981)
Bedrohte Kirche in Ost und West (1982)
Kirche – Nation – Frieden (1985)
Kirche und Menschenrechte – Solidarität mit den Verfolgten (1986)
70 Jahre Oktoberrevolution: Bilanz für die Kirchen (1987)
Christen in Osteuropa: „Perestrojka“ und Religion (1988)
Christen im Osten: Hoffen auf Europa? (1989)
Aufbruch im Osten: Herausforderung für die Kirche (1990)
Osteuropa im Umbruch: Wird die Kirche gebraucht? (1991)
Europas Christen nach der „Wende“: Wie gehen sie miteinander um? (1992)
Krise im Osten Europas: Was tun Christen? (1993)
Christen – Nationen – Europa (1994)
Osteuropa – die Christen und der Friede in der Gesellschaft (1995)

Die Aktualität bezog sich aber nicht nur auf geistige Strömungen der betreffenden Jahre, sondern zeigte sich noch mehr in den einzelnen Lageberichten.

Die „Überlegungen über das Protokoll Vatikan – Belgrad“, die im Jahre 1966 vorgetragen wurden, sind auch heute noch lesenswert. Erwähnt seien auch die Berichte über die Lage in Ost- und Südostasien (1975, 1977, 1978), über die Not der Christen im Libanon (1979) oder die Lage in Afrika, Lateinamerika und in islamischen Ländern, die schon 1980 und 1981 untersucht wurde. 1976 analysierte Günther Gillissen die „Informationsfreiheit im III. Korb von Helsinki“. Das Thema von 1981, das Flüchtlingsproblem in aller Welt, nannte auch Papst Johannes Paul II. „die größte menschliche Tragödie unserer Tage“. Seit 1991 war auch der Krieg im ehemaligen Jugoslawien ein jährlich wiederkehrendes Thema.

Der Kongress und die Ökumene

„Im Marianischen Jahr, angesichts der immer mehr wachsenden Verfolgung der Kirche durch ein atheistisches System, haben Völker, die in brüderlicher Liebe sich fanden, auf dem Grunde, der Christus ist, dieses Haus zum Zeichen der Einheit in Liebe errichtet.“

Diese Worte aus der Urkunde im Grundstein des Königsteiner „Hauses der Begegnung“, das den Kongress beherbergte, sind im Kongress wahr geworden, der nicht nur Begegnung zwischen den Völkern und Konfessionen darstellte, sondern trotz seiner katholischen Trägerschaft von Anfang an auch auf die Not der nichtkatholischen Christen im kommunistischen Machtbereich aufmerksam machte.

Pater Johannes Chrysostomos, Dr. N. Theodorowitsch, Gleb Rahr, Gerhard Simon und Eugen Voss haben mehrfach über die schwierige Situation der Russisch-Orthodoxen Kirche berichtet, Frau Theodorowitsch auch über die Evangeliumschrsten-Baptisten (Iniativniki) in der UdSSR, A. Sons über die Protestanten im Baltikum. Unter den Teilnehmern und Gästen waren Jahr für Jahr orthodoxe und protestantische kirchliche Würdenträger, so der orthodoxe Erzbischof Philotheos aus Weißrussland, Archimandrit (später Bischof) Dr. Mark, Pfarrer Eugen Voss und anderen. Das gleiche gilt von den Referenten, wo ebenfalls orthodoxe und protestantische Fachleute zu Wort kamen, ja auch noch suchende, aus ihrer Heimat ausgewiesene Dissidenten, die erst auf dem Wege zu einem christlichen Bekenntnis waren und als solche auf dem Kongress ihre Meinung äußerten. Die Beschäftigung vor allem mit der orthodoxen Kirche mündete nach der Wende konsequent in die Hilfe, die das Werk Werenfrieds seitdem den orthodoxen Schwesterkirchen leistete.

Der Kongress und Europa

Dass nach der ersten direkten Wahl zum Europaparlament 1979 als Thema „Christentum – eine Hoffnung für ganz Europa“ gewählt wurde, nahm nicht wunder, denn mit diesem Thema – so schrieb der Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Dr. Friedrich Kronenberg – „weisen Sie unmittelbar nach der Europawahl zu Recht darauf hin, daß Europa größer ist als die Europäische Gemeinschaft und daß wir gerade auch unsere östlichen Nachbarn bei den Bemühungen um ein vereintes Europa nicht vergessen dürfen“. Doch auch schon Ende der 50er Jahre rief der damalige Landtagsabgeordnete Richard Hackenberg die Jugend auf dem Kongress zum Einsatz für ein neues Europa auf und umriss Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleissner aus Linz „Unseren Beitrag zu einem neuen Europa“. Er zeigte schon damals auf, dass das reiche Erbe der zweitausendjährigen Kultur Europas nicht bloß museales Gut sein darf, das der Pflege und Erhaltung wert ist, sondern „ein Speicher der Kraft, die Not Europas zu überwinden“.

In einer Zeit des Neuerwachens kleiner Volksgruppen und der Wiederentdeckung der nationalen Minderheiten kann mit Stolz darauf hingewiesen werden, dass Pater Werenfried diese Werte stets sah und hervorhob, weil er in *allen* Völkern Europas gleichberechtigte Partner sah. Das beweist auch die Kinderbibel von Kirche in Not, die auch kleine Sprachen berücksichtigte. Aus der Tradition der Vielfalt, der Gleichberechtigung aller Völker hat sich „dieses Europa jedem Zentralismus und Totalitarismus entgegengestellt“. So kam es auch, dass die Teilnehmer des Kongresses nicht nach Staatsangehörigkeit, sondern nach ihrer Volkstumszugehörigkeit aufgliedert wurden.

Deshalb wurden auch eigene Berichte über Böhmen-Mähren und die Slowakei, über Kroatien und Slowenien, über die Ukraine oder auch über die Sorben in der DDR gegeben, weil eine Vernachlässigung der Volksgruppenprobleme stets zu einer voreiligen und oberflächlichen Beurteilung der Lage in Osteuropa geführt hat. Deshalb wandte sich zum Beispiel der 29. Kongress in seiner Entschließung an das Europa-Parlament und „fordert... die Schaffung eines Europas freier Völker. Jedes Volk und jede Volksgruppe hat seinen Platz in diesem Europa... Nur ein international anerkanntes Volksgruppenrecht garantiert allen Volksgruppen, ethnischen und religiösen Minderheiten diesen Platz in einem freien Europa.“

1985 brachte das Thema „Kirche – Nation – Frieden“ ebenso wie 1995 „Christen – Nationen – Europa“ grundlegende Aussagen zum Verhältnis von Kirche und Volkstum in Europa. Nach der Wende von 1989 war Europa ein Schwerpunkt: „Christen im Osten: Hoffen auf Europa?“.

Der Kongress und die Dritte Welt

Dass aber die Kongresse in Königstein nicht eurozentristisch waren, sondern wie Pater Werenfried die Weltkirche in Auge hatten, zeigt nicht nur ein Blick in die gedruckten Kongressberichte, sondern auch in das Bildarchiv. Jeder Besucher kann die Teilnahme von Menschen aller Rassen bestätigen, die auch ihre Anliegen auf dem Kongress behandelt wussten. War es zunächst „Der Leidensweg der Kirche in China“ (so Dr. I. König 1957; Pater Heitfeld SDS 1960 u.a.), so kamen bald auch andere Kontinente dazu. 1960 referierte Thomas Tuburu über Afrika, ein Jahr darauf Pater Gordan OSB über „Kirche und Kommunismus in Südamerika“. Auch 1962 stand die Situation in China, Lateinamerika und Afrika zur Diskussion, um in den folgenden Jahren noch in der Behandlung vertieft zu werden. So hat 1964 Wilhelm Kreftmijer über „Die Arbeiterschaft Lateinamerikas und der Kommunismus“ referiert, Otto Kimminich 1969 „Schwerpunkte der Unruhe in der Welt“ vorgestellt und der Kongress 1971 in seiner Bilanz „Christentum und Atheismus heute“ die Schwerpunkte gerade auf die Dritte Welt verlagert: Damals sprach Josef Franz Thiel über Afrika als Kontinent im Aufruhr, schilderte Luis Alberto De Boni Lateinamerika zwischen Aufstand und Diktatur und folgten weitere Beiträge über Religion und Atheismus in Südostasien. Seinen Schwerpunkt in der Dritten Welt hatte 1981 der Kongress „Flüchtlinge in der Welt – eine Herausforderung für die Kirche“. Fachleute informierten mündlich und schriftlich über Konfliktherde unserer Erde, auf der Millionen Menschen auf der Flucht sind. Zur Sprache kam die Flüchtlingsnot in Südostasien und Afrika, aber auch in Mittelamerika und im Karibischen Raum. Unter dem Titel „Osteuropa und die Dritte

Welt: Modelle für die Kirche von morgen?“ wurden 1984 Parallelen und Unterschiede herausgearbeitet.

Der Kongress und die Menschenrechte

Das Vorwort zu Band 16 der Kongress-Reihe stellt fest, es „galten unsere Kongresse ‚Kirche in Not‘ von Anfang an grundlegenden Menschenrechten, dem Recht auf menschliche Existenz, auf Freiheit und Menschenwürde, besonders aber dem Recht auf Religionsfreiheit. Dieses Recht wurde zwar in den Verfassungen vieler Staaten garantiert, wurde und wird aber in der Praxis sehr oft mit Füßen getreten. Hier waren unsere Kongresse viele Jahre hindurch, wenn auch nicht immer von allen gehörte, so aber doch ständige Mahner und Rufer an das Weltgewissen, was uns von Seiten der leidenden und verfolgten Brüder dankbar vermerkt wurde“. Pater Werenfried und der spätere Bischof Kindermann wiesen dabei auch darauf hin, ob und wie weit wir im Westen mitschuldig seien. So stand schon 1963 ein ganzer Kongress unter dem Thema „Unsere Schuld am Kommunismus“, auf dem Prälat Hanssler nach der Mitschuld der Christen und Professor Dr. Georg Stadtmüller nach der Schuld der Väter fragte.

Dem Thema Menschenrechte war der ganze 18. Kongress gewidmet, dessen Hauptvorträge uns auch heute wichtiges Material liefern, dergleichen die Beiträge 1972 über die Religionsfreiheit, die gerade bei der heutigen Diskussion um Religions- und Gewissensfreiheit als Menschenrechte aktuell sind.

1978 griff der Kongress noch einmal das Thema „Religionsfreiheit ein Grundwert menschlicher Existenz“ auf und betonte, dass sich „Grundwerte und Menschenrechte von der Menschenwürde herleiten. Sie gründet in der Ebenbildlichkeit Gottes. Deshalb ist Religionsfreiheit ein unabdingbares und unantastbares Menschenrecht in allen gesellschaftlichen Ordnungen und sichert menschliche Existenz“.

1982 hieß es in der EntschlieÙung, „daß mehr als 90 Prozent aller Flüchtlinge aus Ländern mit totalitären, marxistisch-leninistischen Regimen stammen. Wir fordern weltweite Ächtung der Vertreibung und der rassistischen, religiösen und politischen Unterdrückung, die zur Flucht führt. Ebenso entschieden fordern wir die volle Achtung aller Menschenrechte“.

Jahr für Jahr haben die Situationsberichte über die Kirche in totalitär regierten Staaten bewiesen, dass durch den Missbrauch der Gewalt Religionsfreiheit verweigert wird. Unter Berufung auf die Konzilerklärung über die Religionsfreiheit forderten die Teilnehmer des Kongresses 1978 die Gewährung voller Religionsfreiheit in dem Sinn, „daß alle Menschen frei sein müssen, so daß in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen..., noch daran gehindert wird, privat und öffentlich... nach seinem Gewissen zu handeln“. Damals

wurde auch gefordert, „daß bei Asylgesuchen in demokratischen Staaten auch religiöse Gründe ernst genommen und stärker als bisher berücksichtigt werden“.

In Böhmen wurde auch das Bier geweiht

Dass das alte Böhmen und Mähren und die heutige Tschechische Republik seit Jahrhunderten ein Land der Biertrinker sind, weiß man in der ganzen Welt. Als nach der Wende neue Parteien entstanden, wurde sogar eine eigene Biertrinker-Partei gegründet, die es aber trotz aller Liebe zum Gerstensaft nicht zu parlamentarischen Tätigkeiten brachte. Vor dem Krieg war es bei den Deutschen und Tschechen möglich, und teilweise auch üblich, das Bier segnen und weihen zu lassen. In der Zwischenkriegszeit hat der bekannte Rechtshistoriker Ernst Hoyer dazu auch eine kleine Studie „Die Benediktion des Bieres“ geschrieben, die 1937 in Prag in einer zweiten Auflage erschien, und zwar als Sonderdruck aus der Folge 18 und 19 der Zeitschrift „Der böhmische Bierbrauer“. Diese Zeitschrift hatte auch eine tschechische Entsprechung „Kvas“ und wurde von einem eigenen Verlag der Gesellschaft zur Herausgabe der Zeitschriften „Der böhmische Bierbrauer“ und „Kvas“ in Prag getragen.

Der Autor der Studie, Ernst Hoyer, war 1890 in Prag-Weinberge geboren, hatte an der Deutschen Universität seiner Vaterstadt Jura und Staatswis-

senschaften studiert und war seit 1924 Privatdozent für Rechtsge-schichte und Kirchenrecht; seit 1933 vertrat er dieses Fach als Professor. Nach Internierung und Vertreibung war er seit 1948 wieder an der Universität in Würzburg tätig, auch als Richter am bayrischen Verwaltungsgericht und starb 1955 in Würzburg.

In der Einleitung zu seinem Beitrag über „Die Benediktion des Bieres“ betont er die Rolle der Klöster im Mittelalter, durch die der gehopfte Gerstensaft seinen Siegeszug durch Europa antreten konnte, und führt dabei Kirchengesetze an, wonach Kleriker „Wirtshäuser und ähnliche Lokale nur besuchen (sollten), wenn eine Notwendigkeit vorliegt“. Er zeigt dann auf, dass schon das *Rituale Romanum* Papst Pauls V. vom Jahre 1614, ebenso wie die Neuausgabe 1925 eine eigene Formel für die Benediktion des Bieres enthält. Die Biersegnung gehört zu den Sakramentalien (nicht Sakramenten!), die einer Person oder Sache eine ihr bleibend anhaftende Weihe verleihen. Die Benediktionsformel für das Bier, lat. *Benedictio cerevisiae*, ist auch in der 1929 in Regensburg gedruckten Neuauflage des *Rituale Romanum* enthalten und in deutscher Über-

setzung in der beim Volksliturgischen Apostolat des Sudeten-deutschen Augustinerchorherren Pius Parsch gedruckten Ausgabe „Das römische Rituale“. Es heißt in dieser Weihe:

„Segne, O Herr, dieses Bier, das durch Deine Gnade aus dem Kerne des Getreides hervorgegangen ist, auf dass es dem Menschengeschlechte ein Heilmittel sei: gib durch die Anrufung Deines heiligen Namens, dass jeder-mann, der davon trinkt, Gesundheit des Leibes und Schutz für seine Seele erlangt. Durch Christus, unserem Herrn. Amen“.

Außer in der ersten Ausgabe des Römischen Rituale 1614 ist diese Benediktionsformel auch schon in dem Diözesanrituale Prags von 1699 enthalten. Während andere Segensformeln 1784 durch ein Hofdekret Kaiser Josefs II. untersagt worden waren, so galt dieses Verbot nicht für die „Segnung des Bieres“, da sie im Rituale Romanum ausdrücklich vorgeschrieben war. Die Worte der Segnung belehren uns, dass die Kirche im Bier ein Heilmittel (remedium salutare) sah, das „Gesundheit des Leibes“ und „Schutz für die Seele“ bringen soll. Der Kirchenrechtler Hoyer betont, dass dabei das Bier als „Lebensmittel“ gesehen wird und zwar als mäßig genossenes Lebensmittel. Deshalb stellt er fest: *„Würde die Segnung des Bieres, also in Fällen gespendet werden, wo das Bier nicht als Lebensmittel und mäßig genossen wird, so läge ein ‚unsittlicher‘*

Gebrauch der kirchlichen Weihewalt (potestas ordinis) vor, der gemäß can. 2404 Cod. Jur. can. vom ständigen Kirchenoberen, je nach der Schwere der Schuld zu bestrafen wäre“.

Gemäß der vorkonziliaren Strenge hatte sich damals der Priester auch genau an die von der Kirche vorgeschriebene Formel zu halten, sonst wäre die Segnung ungültig gewesen. Auch sollte er mindestens mit dem Chorrock und der Stola in der Farbe des Kirchenjahres angetan sein und von einem Ministranten mit Weihwasserkessel begleitet werden. Hoyer stellt weiter fest:

„Schließlich darf wohl noch besonders betont werden, dass die Segnung des Bieres durch einen katholischen Priester eine christliche Amtshandlung ist, welche in der Tschechoslowakischen Republik unter strafrechtlichem Schutze des Staates steht. Wer somit den betreffenden Geistlichen während oder wegen dieser ‚Ausübung seines Berufes‘ vorsätzlich auch nur leicht an seinem Körper beschädigen würde, hätte das Verbrechen der schweren körperlichen Beschädigung (§153 Str.-G.) begangen. Wer etwa diese Segnung des Bieres stören oder zum Anlass nehmen würde, öffentlich der Religion Verachtung zu bezeigen, der müsste wegen Verbrechens der Religionsstörung (§ 122 b Str.-G.) bestraft werden. Des Vergehens der Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche oder Religionsgemeinschaft

(§ 303 Str.-G.) würde sich aber schuldig machen, wer öffentlich oder vor mehreren Leuten in Druckwerken die Benediktion der Bieres verspotten oder herabzuwürdigen sucht, den Geistlichen bei der Spendung dieses Segens beleidigt oder sich während dieser Segnung ,auf eine

zum Ärgernis für andere geeignete Weise unanständig beträgt'. Die Segnung des Bieres ist eben, und das darf niemals aus dem Auge verloren werden, ein liturgischer Akt, dessen Ziel und Zweck die Ehre Gottes ist und sein muss!“

Rudolf Grulich

Ein böhmischer Glashändler wies den Weg Zur Kirchengeschichte des Südsudans

Der Sudan ist seit Jahrzehnten wegen seines Bürgerkrieges in den Schlagzeilen der Medien. Nun hat sich der Südsudan in einer Volksabstimmung für die Selbständigkeit entschieden.

Mit einer Fläche von 2 505 810 Millionen Quadratkilometern ist die Republik Sudan noch das größte Land Afrikas: Es ist siebenmal so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Der Sudan erstreckt sich von der libyschen und nubischen Wüste bis zu den Nilquellen und hat eine Bevölkerung, die von acht Millionen im Jahre der Unabhängigkeit 1956 auf 20 Millionen 1988 und heute auf über 34 Millionen gestiegen ist. Während der Norden seit langem arabisiert und islamisch ist, leben im Süden animistische und christliche Bantustämme. Bis zum Jahre 1972 tobte dort schon ein Bürgerkrieg, als der Norden auch den Süden mit Gewalt arabisieren und islamisieren wollte. Der Krieg forderte damals mehr Todesopfer als der Indochina-

krieg. Erst im Abkommen von Addis Abeba gab der damalige Präsident Numeiri 1972 dem Süden eine gewisse Autonomie. Doch der Friede wurde gestört und das Land in einen neuen Bürgerkrieg gestürzt, seit im Norden die islamische Scharia eingeführt wurde und damit die nichtislamischen Bewohner zu Bürgern zweiter Klasse wurden.

Schon Christen im Altertum

Auf dem Boden des heutigen Sudan gab es bereits im Altertum ein blühendes Christentum. Schon die Heilige Schrift des Alten Testaments erwähnt dieses Gebiet unter dem Namen Kusch oder Äthiopien, wobei damals darunter die Länder am Nil südlich von Assuan verstanden wurden, also Nubien. Die Königinnen des nubischen Reiches von Meroe führten in römischer Zeit alle den Titel Kandake, der auch in der Apostelgeschichte auftaucht (8,27), wo der Diakon Philippus den Kämmerer einer

Kandake tauft. Diese biblische Kandake ist möglicherweise mit einer von Plinius (Hist. nat. VI, 186) erwähnten Herrscherin zur Zeit Neros identisch. Oft bezeichnet aber Kusch (bzw. Äthiopien) überhaupt das Land der Schwarzen, was auch die Bedeutung des arabischen Wortes Sudan ist, der im geographischen Sinn die schwarzen Länder südlich der Sahara umfasst.

Seit dem vierten Jahrhundert haben wir Zeugnisse über eine christliche Bevölkerung auf der Insel Philae. Das südlich davon gelegene Niltal wurde im sechsten Jahrhundert von Monophysiten und Orthodoxen, die miteinander rivalisierten, dem Christentum zugeführt. Aus dem neunten Jahrhundert existieren Namen von Bischöfen und Bischofssitzen. Die letzten Jahrzehnte haben durch moderne archäologische Untersuchungen Reste von Kirchen und Friedhöfen zutage gebracht. Dieses mittelalterliche nubische Reich ging unter dem islamischen Ansturm zugrunde. Bistümer und Orte mit mehreren Kirchen aus dieser Zeit sind im Gebiet des Nordsudans nachgewiesen, eine Reihe von Kirchen auch am Lauf des Blauen Nils südlich von Khartum.

Ein Glashändler gibt den Anstoß

Die Geschichte des heutigen Christentums im Sudan beginnt erst im 19. Jahrhundert. Es ist wenig bekannt, dass es ein Sudetendeutscher aus Nord-

böhmen war, der indirekt den Anstoß zur Mission im Sudan gab: Ignaz Palme aus Rumburg. Er wurde 1806 als Sohn eines Glaswarenhändlers geboren und unternahm 1837 eine Handelsreise mit böhmischen Glaswaren nach Ägypten. Um neue Absatzmärkte zu erkunden, bereiste er 19 Monate lang die südlich von Ägypten gelegenen Gebiete des Sudan, und zwar die Reiche Kordofan und Darfur, wo er sich mit dem Sultan anfreundete. Er musste das Land überstürzt verlassen, als der jüngste Bruder des Sultans mit einem Gewehr unsachgemäß hantierte, das ihm Palme geschenkt hatte. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte Palme ein Buch, das 1843 in Stuttgart in der Reihe „Reise- und Länderbeschreibungen der ältesten und neuesten Zeit“ erschien: „Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern, nebst einem Überblick über den Handel und die Sitten und die Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Alis stattgefundenen Sklavenjagden während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839.“ Die englische Ausgabe dieses Buches (Travels in Kordofan) nahm noch im Jahre ihres Erscheinens 1844 der maltesische Kanoniker Anneto Casolani zum Anlass, einen italienischen Auszug daraus anzufertigen und ihn mit der Anregung zur Mission in Zentralafrika bei der Propaganda-Kongregation in Rom einzureichen.

Bereits 1846 wurde das Vikariat Sudan oder Zentralafrika errichtet, das sich damals vom Atlantik bis zum Roten Meer erstreckte, bis 1868 das Apostolische Vikariat Sahara abgetrennt wurde. Casolani wurde von Rom zum ersten Apostolischen Vikar ernannt, nahm aber dieses Amt nur unter der Bedingung an, dass er als Helfer Jesuiten für die Mission erhalte. Dem Ordensgeneral der Jesuiten, Pater J. Ph. Rothaan erschienen aber Casolanis Pläne als undurchführbar, so dass er nur zwei Patres für eine Erkundungsreise freistellte. Der zum Bischof geweihte Casolani trat daraufhin von seinem Amt zurück, begleitete aber den zum Provikar ernannten Pater Ryllo SJ als einfacher Missionar. Große Verdienste um die Mission erwarb sich Österreich, denn bedeutende Missionare kamen von dort, so der aus der heute slowenischen Unterkrain stammende Ignatius Knoblecher, der 1848 Provikar wurde und von Khartum aus in sechs schwierigen Reisen das Gebiet zwischen Blauem und Weißem Nil erforschte. 1850 und 1857 versuchte er in Europa Geldmittel und Missionare für seine Arbeit zu gewinnen. In Wien konnte er den „Marienverein zur Förderung der Katholischen Mission in Zentralafrika“ gründen. Von Anfang an war er um Heranbildung eines einheimischen Priesternachwuchses bemüht. Er starb aber als erst 38jähriger 1858 in Neapel. Bis 1861 forderte die Mission mit

dem Sitz in Khartum durch Klima und Strapazen unter den Missionaren 40 Todesopfer, so dass sie fast zum Erliegen kam. Es ist das Verdienst des italienischen Weltpriesters Daniele Comboni, der in Khartum als Missionar tätig war, die Mission neu zu beleben.

Im Jahre 2003 wurde er heiliggesprochen. Er musste nicht mehr die Vernichtung der gesamten Mission durch den Mahdi-Aufstand seit 1882 erleben. In der schiitischen Dogmatik ist der Mahdi „der (von Gott) Geleitete“ der wiedererstandene Imam der Endzeit, nach sunnitischer Auffassung ist der Mahdi der Wiederhersteller des reinen islamischen Glaubens. Seit 1881/2, dem Jahr 1300 nach islamischer Zeitrechnung gab sich ein Mohammed Ahmed im Sudan als Mahdi aus und es gelang ihm, die Engländer zu vertreiben und 1885 Khartum zu erobern, wobei der englische General Charles George Gordon bei der Verteidigung der Stadt fiel. Damals kam auch der Südmährer Martin Ludwig Hansal aus Groß-Thajax ums Leben, einer der wenigen Europäer, die in der belagerten Stadt geblieben waren. Erst 1898 gelang es Lord Kitchener, den Nachfolger Mohammed Ahmeds, den Bakara-Sudnesen Abd Allah, bei Omdurman zu besiegen. Seit 1899 war der Sudan ein anglo-ägyptisches Kondominium. Der Vertrag wurde 1936 erneuert und endete 1956 mit der Selbständigkeit des Landes.

Rudolf Grulich

Neue Bücher

Die Grenzen unserer Seelen

„Postelberg Kindes Kinder – Träume und Trauma“, ein Buch geschrieben von „Spätgeborenen“. Eine „Gnade der späten Geburt“ wie der 1930 geborene Helmut Kohl sein Geburtsjahr im Nachhinein wertet, können die beiden Autoren des Bandes für sich nicht empfinden. Jenny Schon, Jahrgang 1942, musste im Zuge der „Wilden Vertreibung“ mit ihrer Mutter 1945 Trautenuau verlassen. Joachim Süß, dessen Vater als Jugendlicher nur knapp das Lager in Postelberg überlebte, wird 1961 als Sohn eines Vertriebenen in Oberhessen geboren. Auf 138 Seiten erhält der Leser persönliche Einblicke in die Verarbeitung der Vertreibungsgeschichte. Eine Verarbeitung, die alleine schon aufgrund des unterschiedlichen Erlebens bzw. des generationenbedingten Altersunterschieds verschieden ausfällt. Jenny Schon schildert anhand tagebuchbasierender Aufzeichnungen ihre „Reise ins Innere“. Als Dreijährige erlebt sie auf erschütternde Weise hautnah die Umstände der Vertreibung und das eigene „Ver-rücktwerden“. Ein normales, erfolgreiches Leben führend, scheinen die Er-

lebnisse nicht existent, bis sie einen Zusammenbruch erleidet. Mit professioneller Hilfe gelingt es ihr nach Jahren die Ursache, eine Posttraumatische Belastungsstörung, zu ergründen. In Form von Gedichten, einer Sprache, die der eigenen Verletztheit Ausdruck verleiht, beschreibt Joachim Süß, wie „Flucht- und Vertreibungsschicksale von Menschen einen tiefen Schatten auch über das Leben ihrer Nachkommen werfen“. Die reflektierende Beschäftigung mit der Entwurzelung der Vätergeneration und deren Folgen erschließt dem Leser seine Identitätssuche. Beide Schicksale verdeutlichen am Beispiel der „Spätgeborenen“, dass eine Beschäftigung mit den eigenen Wurzeln gerade auch und vor allem den Schattenseiten der Vergangenheit einer Enttabuisierung bedürfen, die eine Verarbeitung überhaupt erst möglich macht.

Jenny Schon/Joachim Süß:
„Postelberg Kindes Kinder – Träume und Trauma Nachgeborener von Vertriebenen“. Edition Odertor - Gerhard Hess Verlag, 138 Seiten.

Maria – Königin des Ostens

Bei einem Vortrag, den Professor Grulich in der Bildungsstätte Heiligenhof über wenig bekannte Volksgruppen und Minderheiten in Europa hielt, meldete sich bei

der Diskussion ein Fachmann für die deutschen Sprachinseln in Oberitalien zur Wort und lobte nur: „Typisch Grulich!“ Das gilt auch für das neue Buch von Ru-

dolf Grulich, das nun beim deutschen Büro des Werkes Kirche in Not/Ostpriesterhilfeerschien und den marianischen Wallfahrtsorten im Osten gewidmet ist. In einem sehr persönlichen Vorwort berichtet der Autor, wie er seit seiner Vertreibung als Kind aus Mähren über die Vertriebenenwallfahrten der Nachkriegszeit, sein Studium in Königstein und seine Mitarbeit bei P. Werenfried van Straaten mit der marianischen Frömmigkeit des Ostens vertraut wurde. In 31 Kapiteln, sozusagen in 31 Kurzvorträgen bei Maiandachten, unternimmt Grulich mit dem Leser eine geistig-geistliche Pilgerfahrt durch alle Länder des Ostens von der Ostsee bis zur Ägäis, vom Baltikum bis in die Türkei. Der Bogen spannt sich von der Königsteiner Mutter der Vertriebenen und den wenig bekannten Wallfahrtsorten der neuen Bundesländer über die verlorenen Gnadenstätten des deutschen Ostens und bedeutenden Pilgerzielen Böhmens und Mährens bis zum Tor der Morgenröte in Wilna und der Madonna von Stalingrad. In Südosteuropa lernen wir nicht nur die größten Wallfahrtsorte Ungarns, Rumäniens, Sloweniens und Kroatiens kennen, sondern auch Pilgerstätten Montenegros, Serbiens und des Kosovo. Dabei wird nicht nur die Kirchengenge-

schichte dieser Länder lebendig, sondern die Kirche selbst mit ihren Heiligen und einfachen Gläubigen. Es ist eine wahre Entdeckungsreise, denn wer weiß, dass als Muttergottes von Belgrad das Mariahilf-Bild von Lukas Cranach verehrt wird, dass das Gnadenbild der Mutter vom Guten Rat aus Albanien stammt und dass heute Kfor-Soldaten im Kosovo nach Letnica wallfahren, wo Mutter Teresa ihre Berufung erfuhr? Immer wieder würdigt Grulich auch die Verdienste des polnischen Papstes, der viele dieser Wallfahrtsorte besuchte. Das Buch ist aber auch eine Hommage an den Speckpater, der schon lange vor der Wende auf diese Wallfahrtsorte als geistige Zentren der Kirche und ihres Widerstandes gegen den Kommunismus aufmerksam machte.

Grulich hat oft Kritik geübt, dass auch katholische Reisebüros lieber Kreuzfahrten machen als Pilgerfahrten im Osten. Mit dieser Veröffentlichung gibt er eine Handreichung, die es ermöglicht, auf den Spuren des großen Europäers Johannes Paul II. zu pilgern, ohne den Europa heute nicht geeint wäre.

Rudolf Grulich, *Maria – Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas. Kirche in Not/Ostpriesterhilfe*. München 2011. 152 Seiten.

Tage der offenen Tür im Haus Königstein (ab 14.00 Uhr):

07. Mai 2011: Rudolf Grulich stellt sein neues Buch vor.

18. Juni 2011: Vortrag von Matthias Dierßen zum 100. Geburtstag von P. Engelmar Unzeitig, den „Engel von Dachau“.

Unser Bücherangebot

Neu!

ArnoldSpruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,8.0